

Intime Antagonisten : postmoderne Theorie, feministische Wissenschaft und die Geschichte der Frauen

Autor(en): **Strasser, Ulrike**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **7 (2000)**

Heft 1

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-18306>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

INTIME ANTAGONISTEN

POSTMODERNE THEORIE, FEMINISTISCHE WISSENSCHAFT UND DIE GESCHICHTE DER FRAUEN¹

ULRIKE STRASSER

Das Wort «postmodern» ist derzeit in aller Munde. Abwechselnd beschreibend, erklärend und abwertend verwendbar, eignet sich diese schillernde Bezeichnung grossartig dazu, vielschichtige intellektuelle und politische Anliegen des ausgehenden 20. Jahrhunderts auf eine griffige, wenn auch bisweilen inhaltsleere, Kurzformel zu reduzieren. «Postmodern» als Sammelbegriff bezieht sich auf ein enormes Spektrum – vom diffus-dezentrierten Subjektivitätsverständnis nachwachsender Generationen über die Verweigerungen linearer Plots im Gegenwartskino hin zu den akademischen Varianten von Poststrukturalismus, Postkolonialismus oder der Queer Theory.² Man muss diese einzelnen Spielarten des Postmodernen nicht näher beleuchten, um festzustellen, dass die postmoderne Agenda eine Aufmerksamkeit jenes Ausmasses erobert hat, von der Feministinnen einst hofften, dass sie ihrem Gegenstand entgegengebracht würde. Würde man an all diesen diversen kulturellen Orten die Überwindung der Geschlechterungleichheiten problematisieren statt das Ende des traditionellen Subjektivitäts- und Wahrheitsverständnisses, so hätten Frauenforschung und Frauenbewegung zweifelsohne viel erreicht.

Ob freilich die ubiquitäre Präsenz postmodernen Denkens auf eine Verdrängung feministischer Anliegen schliessen lässt, bleibt zu klären. Gegen einen eindeutigen Kausalzusammenhang spricht der feste Platz, den gerade die Dekonstruktion der Kategorie «Geschlecht» auf der postmodernen Agenda inne hat. Die poststrukturalistische Diskursanalyse thematisiert beispielsweise den vom Feminismus konstatierten Konstruktionscharakter der Geschlechterordnung und damit deren Veränderbarkeit ständig auf postmodern. Mit der Postmoderne ist «Geschlecht» sozusagen in einem doppelten Sinn «allgemeiner» geworden: zum einen wird die Kategorie auf wesentlich breiterer wissenschaftlicher und politischer Ebene diskutiert, zum anderen geschieht dies jedoch im allgemeineren postmodernen, nicht im besonderen feministischen Zusammenhang. Angesichts dieses Phänomens lässt sich die postmoderne Problemlage feministischer Wissenschaft auf den folgenden Nenner bringen: Wie wirkt sich die postmoderne Verallgemeinerung der Kategorie «Geschlecht» auf das Verständnis der Situation von Frauen in Geschichte und Gegenwart ■ 37

und auf die Verbesserung dieser Situation in der Zukunft aus? Belebt oder bedroht sie feministische Wissenschaft und Politik?

Ich möchte mich dieser Frage anhand einer akzentartigen Darstellung der wichtigsten Positionen US-amerikanischer Feministinnen zur Postmoderne annähern. Diese Positionen spannen den weiten Bogen von der Anregung zur Übernahme postmoderner Theorien hin zum Plädoyer für eine Pauschalzurückweisung derselben, wobei sich viele Theoretikerinnen entweder links oder rechts von der Mitte positionieren, selektive Aneignung und/oder selektive Ablehnung propagieren. Bemerkenswert ist zudem, dass die Parameter der Debatte um die Postmoderne im letzten Jahrzehnt mehr oder weniger gleichgeblieben sind. Kritikerinnen und Advokatinnen bewegen sich nach wie vor zwischen den Polen eines postmodern-dekonstruktivistischen und eines materialistisch-historischen Zugangs zu Wissenschaft und Politik. Einige wenige, aber wichtige Theoretikerinnen versuchten bereits Ende der 1980er Jahre, die Diskussion auf eine neue Ebene jenseits dieser Pole zu hieven, indem sie sich für eine wechselseitige Transformation von Feminismus und Postmodernismus stark machten. Ihre Forderungen, die im zweiten Teil dieses Aufsatzes erörtert werden, sind jedoch immer noch nicht eingelöst worden. Eine Hauptursache für diese theoretische Verzögerung scheint die progressive Randstellung der Historikerinnen innerhalb der feministischen Theoriedebatte zu sein. So sehr nämlich der historisierenden Anwendung und Abänderung postmoderner Theorien in den seit mehr als einer Dekade vorliegenden Vermittlungskonzepten zwischen Postmoderne und Feminismus eine Schlüsselfunktion zukommt, so wenig mischten und mischen gleichzeitig feministische Historikerinnen *als Historikerinnen* in der Diskussion zum Verhältnis von Postmodernismus und Feminismus mit. Wie sich die Marginalität der Historikerinnen in der Diskussion erklären lässt und warum sie bedauerlich ist, steht im Zentrum des Schlussteils.

Diejenigen feministischen Theoretikerinnen, welche die Postmoderne mit offenen Armen empfangen, verweisen regelmässig auf die grosse Kompatibilität postmoderner und feministischer Ansätze. Anhand theoretischer Parallelbewegungen leiten sie historisch eine epistemologische Artverwandtschaft zwischen Feminismus und Postmoderne her. Jane Flax will beispielsweise die feministische Theorie gar als eine der «Formen des Postmodernismus» verstehen.³ Sowohl die feministische Theorie als auch die postmoderne Theorie hatten ihre Anfänge in der intellektuellen Krise der 1960er Jahre und der daraus resultierenden Ideologiekritik. Unabhängig voneinander unterminierten beide intellektuelle Strömungen die Annahme eines autonomen Subjektes, das sich objektiv in Welt und Wissenschaft zu positionieren vermag.⁴ Was die Theorien der Moderne – in den Fussstapfen von Humanismus und Aufklärung –

38 ■ als Natur des Menschen, universelle Werte oder transzendente Vernunft an-

priesen, entlarvten feministische und postmoderne Denker als dezidiert euro- und androzentrische Bedeutungskonstrukte, die ihre grosse ideologische Stosskraft gerade aus dem von ihnen diskursiv hergestellten Anschein des Natürlichen und Universalgültigen beziehen konnten. Philosophisch-historische Metanarrative vom allgemein-menschlichen Fortschritt in der Geschichte wurden als Legitimationsstrategien für spezifische politische Interessen, die der *great white men*, desavouiert. Unter dieser Perspektive rückte das komplexe Wechselspiel zwischen Wahrheitsansprüchen, Wissen und Macht ins Zentrum feministischer sowie postmoderner Analysen; man versuchte, Epistemologie und Politik anders zusammen zu denken und dadurch neu zu vernetzen.⁵

Was die feministische Vernetzung von Wissenschaft und Politik anbelangt, so hält die postmoderne Theorie aus der Warte ihrer Advokatinnen wichtige theoretische und politische Ressourcen bereit. Joan Scott etwa preist den Poststrukturalismus als die für Feministinnen geeignete Theorie überhaupt an.⁶ Vor allem die Diskursanalyse könne gemäss dieser Position bereits bestehende feministische Axiome von der kulturellen Konstruktion der Geschlechterunterschiede nicht nur nochmals theoretisch von anderer Seite her untermauern, sie liefere Feministinnen zudem ein neues Instrumentarium für die Nuancierung ihrer Einzeluntersuchungen.⁷ Gleichzeitig problematisiere die poststrukturalistische Theorie auch auf ein neues den theoretischen und politischen Gebrauch der Kategorie «Frau» und damit die Restbestände moderner Universalisierungstendenzen im Feminismus selbst. Eine derartige Problematisierung fand bereits intern von seiten feministischer *women of color* statt, die ihre *white sisters* hartnäckig auf die Einbettung der Geschlechterhierarchien in die Matrix gesamtgesellschaftlicher Ungleichheiten und auf deren eigene soziale Situierung in der *middle class* hinwiesen.⁸ Unreflektiert angewandt, so das Argument, übertünche die Kategorie «Frau» zwangsläufig die schichten- und ethnizitätsspezifischen Unterschiede von Frauen, ein essentialisierender Vorgang, der den Feminismus zum Komplizen von Rassismus und Ideologien sozialer Ungleichheit werden lasse. Feministische Anhängerinnen postmoderner, poststrukturalistischer Theorie argumentieren, dass diese die Essentialismuskritik insofern bereichern kann, als sie aufzeigt, dass die essentialisierenden diskursiven Manöver der feministischen Theorie sich nahtlos in die Genealogie der totalisierenden Diskurse der Moderne einreihen liesse.⁹ Das Ergebnis sei intensivierte theoretische Selbstreflexion, ein grösseres Bewusstsein der eigenen kolonialen und rassistischen Tendenzen, und somit im Endeffekt ein politisch differenzierteres Denken und Handeln.

Nicht wenigen feministischen Theoretikerinnen gibt eben jenes Differenzierungspotential der Postmoderne Anlass zu Skepsis und Zurückhaltung. Die eher kritischen Stimmen haken mit ihrer Analyse vor allem bei der poststrukturalistischen

ralistischen, dekonstruktivistischen Fokussierung auf Zeichensysteme und der damit verknüpften Zurückweisung jeder allgemeineren Theoriebildung ein. Der Postmodernismus propagiert ein Verständnis kultureller Prozesse als Text, den es zu analysieren gilt und der gleichzeitig wie jeder andere Text eine Pluralität der Interpretationen zulässt. Wahrheitsansprüche können immer nur immanent, sozusagen textlokal, hergeleitet werden und gültig sein. Auf der Ebene des Texts und der Textinterpretation entstehen demnach Bedeutungsmöglichkeiten nicht unter Bezugnahme auf ein Aussen – eine «Wirklichkeit», die sichtbar gemacht werde – sondern durch wechselseitige Zeichenverweise und das Spiel mit der *difference* zwischen Zeichen.¹⁰ Feministische Kritikerinnen kreiden dieser primär linguistischen Orientierung den Verlust von Kriterien zur Unterscheidung unterschiedlicher kultureller Praktiken an und reiben sich insbesondere an der Vorstellung vom weiblichen Körper als Text. Letztere sei gleichermaßen reduktionistisch und objektivierend.¹¹ Susan Bordo geht noch einen Schritt weiter und gibt zu bedenken, ob der Postmodernismus nicht selbst den Höhepunkt statt die von ihm beanspruchte Überwindung des kartesischen Weltbildes darstellt. Denn die postmoderne Präokkupation mit der Dekonstruktion des Diskursiven würde die Körper-Geist-Dichotomie keineswegs aufheben, vielmehr den Körper gänzlich hinter Abstraktionen zum Verschwinden bringen.¹²

Insgesamt lassen sich die analytischen Vorbehalte gegenüber der postmodernen Theorie auf die unmittelbarere, explizitere Verankerung der feministischen Theorie in der Politik zurückführen. Akademische Frauenforschung und politische Frauenbewegung gingen von Anfang an Hand in Hand, bewegten sich im dialektischen Verhältnis zwischen theoretischer feministischer Kritik und dem Rückgriff auf weibliche Erfahrung vorwärts. Die gelebten Erkenntnisse von Frauen wurden zur theoretischen Grundlage einer radikalen Kritik akademischer Hegemonialdiskurse. So geht die *feminist standpoint theory* davon aus, dass Frauen das Privileg besserer Erkenntnismöglichkeiten besitzen, da sie unterdrückt sind: sie durchschauen die Illusion der sozialen Welt schneller und könnten so wissenschafts- und gesellschaftsveränderndes Wissen produzieren.¹³ Hier wurde und wird also auf der Grundlage einer gemeinsamen weiblichen Identität theoretisiert, die dekonstruktivistisch gedacht ist, jedoch nur über einen essentialisierenden Diskurs hergestellt werden kann, der jeder realen Grundlage entbehrt. Unterwirft man Kategorien wie «Frau/Frausein» oder «Frauen als soziale Subjekte» radikaler Dekonstruktion, so steht aus dieser Sicht der Dinge zu befürchten, dass sich die zentralen Wissensgegenstände der feministischen Forschung zwangsläufig in linguistische Konventionen ohne materielle Verankerung und damit letztlich auch ohne gesellschafts-

Während Kritikerinnen der postmodernen Theorie Vorwürfe bezüglich Essentialismus durchaus ernst nehmen, geben sie trotzdem zweierlei zu bedenken: erstens, dass hierzu innerhalb des Feminismus bereits eine ausbaufähige Kritik formuliert worden sei; und zweitens, dass das Konstrukt «Frau» einen politisch-strategischen und erkenntnistheoretisch-heuristischen Nutzen habe. Obwohl das Bündnis zwischen Frauenforschung und Frauenbewegung unter anderem über essentialisierende Fantasien einer geteilten Weiblichkeit hergestellt worden sei, seien Frauen durch dieses Bündnis in akademischen Diskursen und in der politischen Öffentlichkeit als historische Subjekte präsent geworden. Die Kategorie «Frau» müsse – wie von postkolonialen oder auch lesbischen Feministinnen¹⁵ gefordert und des weiteren im Zusammenhang mit den feministischen *Sex Wars* auf der Ebene sexueller Praktiken aktualisiert¹⁶ – differenziert werden. Sie dürfe aber nicht völlig – wie vom Poststrukturalismus nahegelegt – dekonstruiert werden, da dieser Prozess des Präsentwerdens noch nicht abgeschlossen sei. So gesehen stellt der Postmodernismus eine Interferenz im Bündnis von Frauenforschung und Frauenpolitik dar, vor allem da die Dekonstruktion auf einem Abstraktionsniveau operiert, das die bereits bestehende Kluft zwischen Forschung und Lebenswelt weiter vertieft statt sie zu überbrücken. Theoretisch möge es plausibel sein, allgemeine Wahrheitsansprüche gänzlich zu vermeiden und statt dessen die Pluralität der Perspektiven hochzuhalten, politisch sei es impraktikabel, wenn nicht fatal. Linda Nicholson bringt diese Befürchtungen mit der treffend formulierten Frage auf den Punkt, ob die postmoderne Theorie in letzter Konsequenz «eine nominalistische Ideologie und individualisierte Politik sei».¹⁷

Wegen ihrer Nähe zur Politik werfen Feministinnen schliesslich Fragen zu den politischen Umständen und Implikationen eines postmodernen Paradigmenwechsels auf. Mary Poovey weist auf das Paradox hin, dass die poststrukturalistische Dekonstruktion den Blick auf alles mögliche nur nicht auf sich selbst richte; die politischen Voraussetzungen und historische Spezifität postmoderner Theorie blieben in der Regel unhinterfragt.¹⁸ Leslie Wahl Rabine moniert, dass Entdeckungen (männlicher) Poststrukturalisten allgemeine Anerkennung fänden, während Entdeckungen von Feministinnen, welche die der Männer eindeutig parallelisieren, aber anders kodiert sind, weitgehend unbemerkt blieben.¹⁹ Andere Kritikerinnen interessieren sich für das Timing des Postmodernismus. Nancy Hartsock und Christine di Stefano regen so zum kritischen Nachdenken darüber an, wieso gerade dann, wenn Frauen als historische Subjekte unübersehbar werden, Subjektivität durch die postmoderne Theorie an sich in Frage gestellt werde.²⁰ Überspizter liesse sich schliesslich – in Anlehnung an Barbara Christians scharfsinnige Auseinandersetzung mit den marginalisierenden Auswirkungen postmoderner Theorie auf *black literature* und ■ 41

schwarze Literaturkritikerinnen²¹ – die provokante Frage formulieren: Warum wird der Autor für tot erklärt, wenn Frauen endlich regelmässig veröffentlichen? Unter diesen Perspektiven nimmt der Postmodernismus freilich schnell die düstere Form einer zusehends subtileren Exklusion von Frauen an.

Es sind Theoretikerinnen wie Nancy Fraser und Linda Nicholson, die einen Lichtblick in dieses dunkle Bild der Postmoderne bringen, ohne dabei jedoch auf die rosarote Brille zurückgreifen zu müssen. Bereits 1988 legten sie einen Vermittlungsversuch vor, der den dekonstruktivistischen Zugang mit dem historisch-materialistischen Blickwinkel zu integrieren sucht. Im Gegensatz zu den eingangs dargestellten kompromisslosen unambivalenten Advokatinnen des Postmodernismus betonen Fraser und Nicholson, dass postmoderne und feministische Theorie aus völlig gegensätzlichen konzeptuellen Richtungen heraus operieren. Sie konstatieren aber einen Schnittpunkt der beiden theoretischen Richtungen im gemeinsamen Ziel der Entwicklung einer «Sozialkritik ohne Philosophie».²² Während die Postmodernisten dieses Ziel vom Ausgangspunkt einer Fundamentalkritik der erkenntnistheoretischen Grundlagen philosophisch-historischer Metanarrative her verfolgten, werde von Feministinnen der umgekehrte Weg eingeschlagen. Ihre Suche nach einer adäquaten Sozialkritik nähme beim Gegenstand der Kritik und dessen politischen Dimensionen (und nicht beim Stand der Philosophie) ihren Anfang. Diese Verortung in der materiellen Welt ist laut Fraser und Nicholson aufgrund der Historizität der Geschlechterproblematik zwingend für die Entwicklung einer effektiven Sozialkritik: «Sexismus hat eine lange Geschichte.»²³

Die Theoretikerinnen plädieren für eine Kombination der jeweiligen theoretischen Vorzüge von Feminismus und Postmodernismus in der Form eines «postmodernen Feminismus», der die postmoderne Infragestellung essentialisierender Metanarrative an die feministische Analyse von Makrostrukturen sozialer Ungerechtigkeit koppelt. Das Ergebnis wäre eine gesellschaftspolitisch engagierte Sozialtheorie ohne Rekurs auf die Philosophie – im Konkreten verortet, pluralistisch und komparatistisch, und gleichzeitig dazu fähig, ein komplexes Phänomen wie Sexismus, das sich durch lokale Zusammenhänge hindurchzieht, mit Hilfe von übergreifenden Narrativen *mittlerer* Grössenordnung fassbar zu machen. Diese postmodern-feministische Sozialkritik, betonen Fraser und Nicholson, «wäre explizit historisch, mit einer Sensibilität für kulturelle Spezifität verschiedener Gesellschaften, und für die der verschiedenen Gruppierung innerhalb Gesellschaften und Zeitepochen».²⁴

Dem Historisieren von Theorie kommt im Vermittlungsversuch von Fraser und Nicholson offensichtlich eine entscheidende Bedeutung zu, da es die Brücke zu schlagen verspricht zwischen den erkenntnistheoretischen Anforderungen des

modernen Kritik an essentialisierenden Metanarrativen auf der anderen Seite. Anders formuliert, trauen Frazer und Nicholson dem historischen Spezifizieren eine epistemologische Reinigungskraft zu, die politisch und theoretisch untaugliche Elemente des Postmodernismus abwäscht, das Brauchbare freilegt und für den Feminismus verfügbar macht. In dieser Hinsicht gleicht das von ihnen vorgebrachte Projekt des «postmodernen Feminismus» der zeitgleich von Mary Poovey formulierten Aufforderung an Feministinnen, sich nicht nur von der poststrukturalistischen Dekonstruktion verändern zu lassen, sondern diese in Hinblick auf das politische Projekt feministischer Forschung gezielt umzuschreiben. Nur unter analytischer Bezugnahme auf *concrete historical women*, denkt Poovey, könne sich die dem Poststrukturalismus inhärente Tendenz zur Historisierung gegenüber dem ebenso präsenten Anspruch auf ein meta-historisches Theoriemonopol durchsetzen. Im Endeffekt würden sowohl Poststrukturalismus als Feminismus durch diese Intervention verändert.²⁵

Gemäss Poovey bedarf es beider Analysen, jener des Geschlechts als linguistischer Beziehung (will heissen der Dekonstruktion) und jener des Geschlechts als sozialer Beziehung (will heissen der Forschung über *concrete historical women*). Weder der eine noch der andere analytische Ansatz sei zu privilegieren. Die Forschungsagenda müsse im Spannungsfeld zwischen dem Konstrukt «Frau» und den *concrete historical women* angesiedelt werden. Poovey schliesst sich so der poststrukturalistischen Position an, wonach «Frau» eine diskursive Subjektposition darstellt, die sich binär als das «Andere» zur Subjektposition «Mann» konstituiert. Diese Diskurslogik der Geschlechterdifferenz müsse untersucht werden, da sie historisch die soziale Situation von Frauen bestimme. Unter anderem habe diese binäre Logik die essentialisierende Illusion einer gemeinsamen Weiblichkeit erzeugt, eine Illusion, der auch Feministinnen auf den Leim gegangen seien. Poovey schliesst jedoch daraus nicht, wie dies die radikale Dekonstruktion nahelegen würde, dass der traditionelle Gegenstand der Frauenforschung – *concrete historical women* – durchweg problematisch ist. Sie schlägt im Gegenteil vor, dass nur die Untersuchung der gelebten Unterschiede zwischen *concrete historical women* den Konstruktionscharakter und die politischen Operationen der diskursiven Subjektposition «Frau» ganz enthüllen könne: die historische Analyse von Frauen werde zu einer Art Korrektiv für die Diskursanalyse.²⁶ Mit anderen Worten wäre in spezifischen Kontexten danach zu fragen, wann welche Frauen die diskursive Position «Frau» einnehmen konnten und welches Verhältnis zu denjenigen Gruppen bestand, die von dieser Position temporär oder permanent ausgeschlossen waren. Ausserdem müsse man sich mit den politischen Institutionen und sozialen Konfigurationen beschäftigen, welche die Vermittlung der binären Logik der Geschlechterdifferenz regulieren. Nur so könne man ■ 43

letztlich sozialen Wandel erklären und Frauen nicht auf bloße Platzhalter einer ahistorischen Diskurslogik reduzieren.

Wer könnte die Forderung der Literaturwissenschaftlerin Poovey, den Poststrukturalismus durch die Erforschung von *concrete historical women* umzuschreiben, besser einlösen als feministische Historikerinnen? Wenn die Geschichtswissenschaft eines lehrt, so ist es die habituelle Aufmerksamkeit für die Komplexität sozialer Wirklichkeit, für die Konkretheit kultureller Formen und das widerspenstig Partikuläre, das sich nicht in die Theorie fügt, sondern deren Grenzen aufzeigt. Historikerinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte befassen sich zudem seit über einem Vierteljahrhundert mit der Erforschung von *concrete historical women*. Dennoch sind feministische Historikerinnen als Vertreterinnen einer Disziplin, die Methoden zur Erforschung historischer Spezifität entwickelt hat, in der theoretischen Auseinandersetzung um den Postmodernismus bisher eher an der Peripherie und spielen eine überwiegend reaktive Rolle. Der Forderung, die Poovey am Ende der 1980er Jahre erhob, wurde – ebenso wie dem Programm Frazers und Nicholsons – bisher von feministischen Historikerinnen kaum Beachtung geschenkt. Wie lässt sich dies erklären?

Die Ursachen für die Marginalität und Defensivhaltung der Historikerinnen in der feministischen Theoriedebatte sind vielschichtig. Zum einen lassen sie sich auf eine Rekonfigurierung der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, zum anderen auf feminismusinterne Veränderungen zurückführen. In den 1970er Jahren, als die Geschichtswissenschaft eine Vorreiterrolle im radikalen Umbruch der Geistes- und Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten spielte,²⁷ waren Historikerinnen noch in den vordersten Reihen US-amerikanischer feministischer Wissenschaft und Politik zu finden. Seither ist innerhalb des Feminismus eine Ablösung der Historikerinnen durch die Literaturwissenschaftlerinnen²⁸ vonstatten gegangen, während gleichzeitig in geistes- und sozialwissenschaftlichen Neuordnungsprojekten Poststrukturalismus und Postkolonialismus federführend geworden sind. Mit anderen Worten, in den 1970er und Anfang der 80er Jahre waren feministische Historikerinnen Teil einer Disziplin, die als akademische Avantgarde die Konturen der Geistes- und Sozialwissenschaften vor allem durch die Einbeziehung des Marxismus und der kritischen Theorie neu bestimmten. Nicht zuletzt weil sich die politischen Hoffnungen als nichtig erwiesen, die mit diesem akademischen Projekt verbunden waren, die «Revolution» von Wissenschaft und Gesellschaft also ausblieb, mussten Historiker insgesamt das Zepter intellektueller Vorherrschaft an andere Disziplinen abgeben.²⁹ Sie ebneten letztendlich «radikaleren» Fachbereichen den Weg, vor allem der Literaturwissenschaft, die andere theore-

Als die feministische Debatte um die Postmoderne in den ausgehenden 1980er Jahren um sich griff, waren feministische Historikerinnen also bereits an den Rand gerückt. Diese Randstellung wurde sodann durch die spezifische Gestalt der Debatte innerhalb des Feminismus weiter festgeschrieben. So stürzten und stürzen sich feministische Theoretikerinnen, vornehmlich Literaturwissenschaftlerinnen, in erster Linie auf den Postmodernismus Derridascher Prägung. Historikerinnen hingegen, wenn sie sich überhaupt mit der postmodernen Theorie anfreundeten, tendierten und tendieren zum historischer orientierten Postmodernismus Foucaultscher Prägung.³⁰ Ein Ergebnis dieser Linienverschiebungen in der wissenschaftlichen Landschaft ist die Arbeitsteilung, die sich zwischen feministisch-literaturwissenschaftlichen Theoretikerinnen und Historikerinnen eingependelt zu haben scheint. Erstere bürdeten sich gewissermassen freiwillig die Dekonstruktion der Kategorie «Frau» auf, während den Historikerinnen sozusagen die *concrete historical women* blieben. Historikerinnen verrichteten und verrichten ihre Arbeit jedoch vorrangig in den Nischen des eigenen Fachbereiches. Mit diesem Rückzug auf die Geschichtswissenschaft und die *concrete historical women* fügten sie schliesslich den akademischen Ausgrenzungstendenzen eine Form selbstauferlegter Ausgrenzung hinzu. Historikerinnen haben sich so vorrangig auf die Zuschauerränge des postmodernen Theoriespektakels begeben, dorthin, wo man nur applaudieren oder «buh» rufen kann, statt in diesem Spektakel selbst eine führende Rolle zu spielen.

Applaus für die postmoderne Theorie kam aus den Reihen der Frauen- und Geschlechtergeschichte vor allem von Joan Scott. Als Feministin fand Scott wie eingangs dargestellt im Poststrukturalismus eine geradezu massgeschneiderte Theorie. Darüber hinaus machte sie sich als Historikerin für die Rezeption poststrukturalistischer Konzepte in der eigenen Zunft stark, setzte sich für eine linguistische Wende im allgemeinen und für die Verwendung von Geschlecht im besonderen ein. Scott begriff die Dekonstruktion als Anlass und Chance, um die feministische Geschichtswissenschaft auf eine neue Ebene zu heben: von der Frauengeschichte, die um ihren Erkenntnisgegenstand a priori zu wissen glaubt, zur theoretisch nuancierteren Geschlechtergeschichte, welche die diskursive Konstruktion ihres Erkenntnisgegenstandes ins analytische Zentrum schiebt. Die Analyse der Kategorie Geschlecht als Teil symbolischer, politischer und sozialer Ordnung sollte die Suche nach Frauen als Handlungsträgerinnen, Opfern und Mitgestalterinnen der Geschichte sekundär werden lassen beziehungsweise ablösen.³¹

Buhrufe für die postmoderne Theorie ertönten dagegen zum Beispiel aus dem Mund von Judith Bennett. Auf dieser Seite der Ränge wird das von Scott zelebrierte Nuancierungspotential poststrukturalistischer Theorie als ein poten-

tiell prekärer Zündstoff für Forschung und Politik wahrgenommen. Laut Judith Bennett läuft die Frauengeschichte unter dem Einfluss der Dekonstruktion Gefahr, das zentrale Anliegen feministischer Wissenschaft aus den Augen zu verlieren. Die Leitfrage, meint Bennett, sollte weiterhin die folgende sein: «Warum und wie hat die Unterdrückung der Frauen so lange und in so vielen verschiedenen historischen Milieus angedauert und weshalb dauert sie immer noch an?»³² Ihrer Meinung nach werden Forschungen zum «Patriarchat» – ein Begriff, den Bennett sehr differenziert verwendet – diesem Problem immer noch am besten gerecht.³³

In der Mitte der Ränge, wo abwechselnd «buh» gerufen und applaudiert wird, findet sich eine Reihe von Scotts Kritikerinnen,³⁴ Historikerinnen, welche einerseits Scotts positive Reaktion auf einige poststrukturalistische Konzepte teilen, andererseits die von Scott inaugurierte linguistische Wende für die Geschichtswissenschaft immer wieder als negativ erleben. So sehr etwa Laura Lee Downs die von Scott angeregte Abkehr vom traditionellen Identitäts- und Erfahrungsbegriff begrüsst, so wenig hält sie letztlich von der dekonstruktivistischen Richtung, in die Scott die Geschichtsschreibung drängt. Downs sucht nach Alternativen zum rein poststrukturalistischen Identitäts- und Erfahrungsverständnis, nach weniger text- als kontextbezogenen Konzepten zur Erschliessung der Erfahrungen historischer Subjekte, denn ihr Erkenntnisinteresse gilt, wie sie es eingänglich formuliert, einer «Welt, in der andere präsent, nicht nur repräsentiert sind».³⁵ Ähnlich beklagt Christine Stansell³⁶ die poststrukturalistische Überbetonung der Sprache als «konstitutiver» Faktor von Geschichte, da sie darin eine mit sozialhistorischer Analyse letztlich unvereinbare «Tendenz zum formalen Idealismus» wittert. Poststrukturalistische Vorstellungen von der Allmacht der Sprache kämen einer Umkehrung des deterministischen Materialismus gleich; die komplexen Verbindungslinien zwischen verschiedenen Praktiken sowie nichtdiskursive Praktiken würden ausgeklammert. An die Stelle des Menschen als historischen Subjekts trete Stansells Meinung nach die subjektivierte Sprache, die gleichsam von einem Jenseits der Geschichte aus den Gang derselben bestimme.³⁷

Ihren konträren Meinungen zum Trotz verbindet diese Historikerinnen doch ihre insgesamt reaktive Grundeinstellung zur poststrukturalistischen Theorie. Weder Scott noch ihre Kritikerinnen begreifen sich als Mitgestalterinnen der Theorieentwicklungen der Postmoderne, allenfalls als deren Rezipientinnen. Bezeichnenderweise legt selbst Scott in dem von ihr zusammen mit Judith Butler herausgegebenen Band *Feminists Theorize the Political* Vertreterinnen der einzelnen Fachdisziplinen die Zuschneiderung postmoderner Theorien innerhalb ihrer Disziplin nahe, scheint jedoch keinerlei Bedarf zur Umschreibung dieser Theorie auf der Grundlage fachspezifischer Erkenntnismodi zu

sehen.³⁸ Damit werden vielversprechende theoretische Neuentwicklungen aus einzelnen Disziplinen zunächst blockiert. Dies soll abschliessend am Beispiel einer richtungsweisenden Arbeit der europäischen Frauen- und Geschlechtergeschichte verdeutlicht werden.

Kathleen Canning hat mit ihrer Monografie *Languages of Labor and Gender* nicht nur eine Studie zur weiblichen Fabrikarbeit vorgelegt, sondern auch eine Untersuchung des Spannungsverhältnisses von Diskurs und Erfahrung.³⁹ Indem sie sowohl den strukturellen Wandel der deutschen Textilindustrie von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg als auch die vielgestaltigen Transformationen des Diskursfeldes Frauen/Arbeit nachzeichnet, gelingt es Canning, das Ineinander von diskursiven und strukturellen Veränderungen kritisch zu beleuchten. Die De-facto-Ausweitung der Frauenarbeit in Deutschland, vor allem im Zusammenhang mit der Expansion der Textilindustrie, übte geradezu materiellen Druck auf die bestehende soziale und sexuelle Ordnung und deren Diskurse aus. Canning zeigt gekonnt die diskursiven Verschiebungen auf, welche dieser kontextuelle, materielle Druck bewirkt. Gleichzeitig dokumentiert sie, wie weibliche Fabrikarbeit im Zuge der Entwicklung des deutschen Wohlfahrtsstaates, der deutschen Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur auch zum Objekt neuer Diskursformationen wurde. Canning bewegt sich gewandt auf dem Drahtseil, das sich zwischen den Bedeutungszuschreibungen dieser Diskursformationen und der Erfahrung von Fabrikarbeiterinnen spannt. Sie hält sich dabei durch ein Konzept von *historical agency* in der Balance, das auf der Vermittlung von Diskurs und Erfahrung basiert. Weder bestimmt der Diskurs die Erfahrung noch die Erfahrung den Diskurs. Vielmehr belegt Canning unter Bezug auf *concrete historical women*, dass und wie sich Diskurse, obwohl sie Erfahrung strukturieren, aufgrund von Erfahrung, vor allem körperlicher Erfahrung, aneignen lassen. Sie zeigt so mit Hilfe empirischer Daten überzeugend die theoretischen Grenzen der postmodernen Opposition von Erfahrung und Diskurs auf und dekonstruiert darüber hinaus in diesem Zusammenhang sowohl «Frau» als auch «Klasse».⁴⁰

Kathleen Canning ist eine der wenigen Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die das von Poovey vorgegebene Forschungsprogramm konsequent umsetzt, sich gleichermassen mit der Kategorie «Frau» sowie mit *concrete historical women* auseinandersetzt. Dass es sich hier um die Ausnahme und nicht um die Regel handelt, ist angesichts des Standes der feministischen Theoriediskussion am Ende des 20. Jahrhunderts bedauerlich. Die theoretischen Parameter der Auseinandersetzung scheinen sich seit dem Ende der 1980er Jahre kaum verändert zu haben, die epistemologischen und politischen Probleme eines postmodernen Paradigmenwechsels sind grösstenteils weiterhin ungelöst. Da diese Probleme primär an der Reibungsfläche ■ 47

zwischen einem (neuen) postmodern-diskursiven und einem (traditionelleren) materialistisch-feministischen Zugang zur Frage der Geschlechterordnung ihren Ursprung haben, sollten Historikerinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte aufgrund ihres Spezialwissens eigentlich einen zentralen Platz in der Diskussion einnehmen. Als Angehörige einer Disziplin, welche sich routinemässig mit denjenigen Aspekten der materiellen Welt beschäftigt, die zwar nur durch das Diskursive zugänglich sind, jedoch zugleich die Deutungs- und Bedeutungsmöglichkeiten des Diskursiven eindeutig eingrenzen, wären feministische Historikerinnen geradezu ideal dazu positioniert, eine neue Runde in der Auseinandersetzung von Postmoderne und Feminismus zu eröffnen.

Anmerkungen

- 1 Ich danke Robert Moeller und Susanna Burghartz für hilfreiche Kommentare und wertvolle Kritik. Ihre Einsichten trugen deutlich zur Verbesserung des Endproduktes bei.
- 2 Zur intellektuellen Komplexität und politischen Problematik des Terminus «postmodern» siehe Judith Butler, «Contingent Foundations: Feminism and the Question of «Postmodernism»», in Judith Butler, Joan W. Scott (Hg.), *Feminists Theorize the Political*, New York 1992, 3–21.
- 3 Jane Flax, «Postmodernism and Gender Relations in Feminist Theory», *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 12.4. (1987), 643.
- 4 Leslie Wahl Rabine, «A Feminist Politics of Non-Identity», *Feminist Studies* 14.1 (1988), 11–12.
- 5 Linda Nicholson (Hg.), *Feminism/Postmodernism*, New York 1990, 2–5.
- 6 Joan W. Scott, «Deconstructing Equality-Versus-Difference: Or, the Uses of Poststructuralist Theory for Feminism», *Feminist Studies* 14.1 (1988), 33–34.
- 7 Scott (wie Anm. 6), 38–48.
- 8 Bell Hooks, *Ain't I a Woman? Black Women and Feminism*, Boston 1990; Chandra Mohanty, «Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses», in Chandra Mohanty, Ann Russo, Lourdes Torres (Hg.), *Third World Women and the Politics of Feminism*, Bloomington 1991, 51–80.
- 9 Flax (wie Anm. 3), 633–634.
- 10 Eine prägnante Erklärung des Konzepts findet sich in Rabine (wie Anm. 4), 19–22.
- 11 Sarah Franklin, Celia Lurky, Jackie Stacey (Hg.), *Off-Center: Feminism and Cultural Studies*, London 1991, 10.
- 12 Susan Bordo, *Unbearable Weight: Feminism, Western Culture and the Body*, Berkeley 1993.
- 13 Nancy Hartsock, «The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism», in Sandra Harding, Merrill B. Hintikka (Hg.), *Discovering Reality: The Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics and Philosophy of Science*, Dordrecht 1983, 283–310.
- 14 Zu diesem Dilemma und einer potentiellen Antwort darauf siehe Donna Haraway, «Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective», *Feminist Studies* 14.3 (1988), 575–599.
- 15 Zum Beispiel Adrienne Rich, «Compulsory Heterosexuality and the Lesbian Existence», in Elizabeth Abel, Emily K. Abel (Hg.), *The Signs Reader: Women, Gender & Scholarship*, Chicago 1983, 139–168.

- 16 Exemplarisch hierzu Carole S. Vance, *Pleasure and Danger: Exploring Female Sexuality*, Boston 1984.
- 17 Nicholson (wie Anm. 5), 8.
- 18 Mary Poovey, «Feminism and Deconstruction», *Feminist Studies* 14.1 (1988), 60 f.
- 19 Rabine spielt dies anhand eines Vergleiches von Jacques Derrida und Nancy Chodorow durch. Rabine (wie Anm. 4), 11–31, bes. 17.
- 20 Christine Di Stefano, «Dilemmas of Difference: Feminism, Modernity and Postmodernism», in Nicholson (wie Anm. 5), 63–82; Nancy Hartsock, «Foucault on Power: A Theory for Women?», in Nicholson (wie Anm. 5), 157–175.
- 21 Barbara Christian, «The Race for Theory», *Feminist Studies* 14.1 (1988), 67–79.
- 22 Nancy Fraser, Linda Nicholson, «Social Criticism Without Philosophy: An Encounter between Feminism and Postmodernism», *Theory, Culture & Society* 5 (1988), 373–394.
- 23 Fraser/Nicholson (wie Anm. 22), 390.
- 24 Ebd., 390.
- 25 Poovey (wie Anm. 18), 51–65.
- 26 Ebd., 60–63.
- 27 Christine Stansell, «A Response to Joan Scott», *International Labor and Working-Class History* 31 (1987), 24.
- 28 Judith Bennett, «Feminism and History», *Gender & History* 1.3 (1989), 255–256.
- 29 Geoff Eley, «Is All the World a Text? From Social History to the History of Society Two Decades Later», in Terrence J. McDonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor 1996, 193–243.
- 30 Als Beispiel liesse sich Judith Walkowitz anführen. Zu diesem Themenkomplex siehe die Diskussion von Judith Walkowitz, Myra Jehlen, Bell Chevigny, «Patrolling the Borders: Feminist Historiography and the New Historicism», *Radical History Review* 43 (1989), 23–43.
- 31 Exemplarisch Joan Wallach Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988.
- 32 Bennett (wie Anm. 28), 251–272, Zitat 259.
- 33 Ebd., 260–261.
- 34 Ein kritischer Austausch zwischen Sonya Rose, Kathleen Canning, Anna Clark, Marianna Valverde und Marcia Sawyer findet sich im *Journal of Women's History* 5.1 (1993), 89–128.
- 35 Siehe hierzu die Debatte zwischen Laura Lee Downs und Joan Scott in *Comparative Studies in Society and History* 35.2 (1993), 414–437, Zitat 424.
- 36 Stansell (wie Anm. 27), 24–29. Siehe hierzu auch Joan Scott, «On Language, Gender, and Working-Class History», *International Labor and Working-Class History* 31 (1987), 1–13, sowie ihre Antwort auf die Kritik von Stansell, «A Reply to Controversy», *International Labor and Working-Class History* 31 (1987), 39–45.
- 37 Stansell (wie Anm. 27), 27.
- 38 Judith Butler, Joan W. Scott (Hg.), *Feminists Theorize the Political*, London 1992, siehe insbesondere die Einleitung XIII–XVII.
- 39 Kathleen Canning, *Languages of Labor and Gender*, Ithaca 1996.
- 40 Siehe hierzu auch Cannings' Aufsatz «Feminist History after the Linguistic Turn: Historicizing Discourse and Experience», *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 19.2 (1994), 368–404.

RESUME**DES ANTAGONISTES INTIMES. THEORIE POSTMODERNE,
SCIENCE FEMINISTE ET HISTOIRE DES FEMMES**

La présente contribution soulève deux types de réflexions. Pour l'une, l'auteure met l'accent sur les principales positions féministes aux USA de la théorie postmoderne. En même temps elle s'oriente sur la question posée par la problématique générale de ce dossier de *traverse*, à savoir si la postmodernité a des répercussions le plus souvent positives ou négatives sur la pensée et le comportement féministes.

Pour l'autre, l'auteure constate que dans l'état présent du débat, une participation plus intense des historiennes des femmes et de l'histoire des genres serait souhaitable. Savoir pourquoi une telle participation n'a pu avoir lieu jusqu'à présent et à quoi elle pourrait ressembler, sont les deux questions au cœur de ces thèmes complexes. Les historiennes – comme argument final – en raison de leur savoir spécifique devraient jouer un rôle-clé dans la médiation entre les problématiques de recherches postmodernes (nouvelles) et celles relevant des recherches matérialistes-féministes (traditionnelles).

(Traduction: Frédéric Sardet)